

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Dancker 1914.)

(Fortsetzung.)

Wie das immer so ist: — die Stunden wirklich großen gewaltigen Erlebens — jene seltenen Stunden, die den Menschen auf Herz und Nieren prüfen, die gewaltig den ganzen Organismus zusammenreißen — schon der nächste Alltag spülte sie hinweg.

So auch ging es mit der überraschenden Verlobung des Doktor Georg Hartmann. Man hatte gestaunt, wie sich da mitten im wilden Kriegsschaos Herz zu Herz gefunden; man hatte ihm die Hand gedrückt, hatte beim Glase Wein mit ihm angestoßen, hatte sich gefreut, daß ein so famoser aufrechter Kerl wie der lange Doktor sich die reizende kleine Marguerite fürs Leben gesichert.

Aber schon am nächsten Tage tat der lange Oberstabsarzt, als wäre nichts geschehen, wieder seinen gewohnten schweren Dienst, quirlte das ruhelose Hasten und Treiben auf der breiten Kiespromenade vor dem Kavalierrhaus auf und ab, schnarrten Motorräder, knatterten Autos, klapperten die Morseapparate, schrillten die Telephonklingeln.

Alles ging den altgewohnten Gang, alle Dinge hasteten in der schon selbstverständlich gewordenen Hezjagd, alle Nerven waren wieder auf den Dienst eingestellt.

Jeder hatte seine Obliegenheiten, seinen Pflichtenkreis, seine großen Verantwortungen und kleinen Bemühtungen. Jeder schien wieder ganz im Getriebe der Gewohnheit untergetaucht zu sein.

Nur einen Einzigen im Verbands des Generalstabes der XI. deutschen Armee gab es, der mit geheimen Gedanken umherging, dessen Gehirn nach einer ganz bestimmten Richtung hin arbeitete, schürfte, kombinierte... den Rittmeister Brünnow.

Drei Tage war es jetzt her, seit ihm abends auf dem Rückwege zum Kavalierrhaus der schmale stimmende Lichtstreifen entgegengeblinzelt.

Die Untersuchung des Kellers hatte nichts ergeben — meinetwegen. Aber sollte er sich daran genügen lassen? Sollte er dadurch überzeugt sein, daß er damals einem Phantom, einer Augen Täuschung erlegen?

Ausgeschlossen! Er war doch kein Narr! Hatte allezeit Dirsktion im Verbe, und Augen und Ohren und Nerven scharf an der Handare gehabt!

Autosuggestionen gab es nicht, wenn man nur ein einziges Glas Wein getrunken hatte, mit klarem Schädel heimwärts wanderte — Autosuggestionen in Feindesland gab es nicht, wenn man deutscher Offizier und sich bei jedem Schritt seiner Verantwortung bewußt war!

Zu diesem Ergebnis gelangte er immer und immer wieder, soviel er auch dem nächtlichen Rätsel nachgrübelte.

Eigentlich hatte er das ja nur in der einen Nacht getan, während er nach der fruchtlosen Durchsuchung des Kellers in Vorzimmer seiner Erzellenz über den eingelaufenen Diensttelegrammen und Meldelarten der Offizierstafetten saß.

Im fahlgrauen Morgendämmer drei Stunden sich aufs Bett gehauen; danach ein kaltes Bad, eine Tasse schwarzen Kaffees, eine Zigarette... der Schädel arbeitete wieder klar und ruhig und nüchtern.

Hatte am nächsten Morgen die erste dienstfreie halbe Stunde dazu benutzt, um das Kavalierrhaus herum einen Inspektionsgang zu unternehmen. Ganz langsam, fast gleichgültig schlendernd, gewissermaßen als ergehe er sich ein wenig in der wundervollen Morgenfrische des Herbstes.

So war er um das Haus herumgebummelt, hatte seinen Terrier über den Reitstock springen lassen, hatte sich ein Vieb gepfiffen — bis er mitten im Schwung des Refrains abbrach.

Aber stehen blieb er doch nicht. Höchstens — daß sein Schlendern noch langsamer wurde. Die Augen jedoch, die krochen durch das wirre Gesträuch der Syringenbüsche, die sich an den Grundmauern des Hauses auftrankten. Und was diese unbestechlichen deutschen Augen da entdeckten, das war eine von Grün fast völlig überwucherte kleine Bohlenkammer, die bestimmt nicht zum Hauptkeller führte, die seinen und seiner Kameraden Blicke bisher entgangen.

Und der Eberhard Brünnow wußte im selben Moment: das war die Tür, durch deren Bohlenverschlag gestern nacht der seine Lichtfaden geschimmert!

Alles — ohne daß er auch nur eine einzige Sekunde den Schritt verhalten hätte. Konnte ja möglich sein, daß ihn durch eben diese Ritze jetzt jemand scharf beobachtete, jedes Zucken seines Gesichts, jedes etwaige Stutzen oder Bögern kontrollierte.

Darum bummelte er gemächlich weiter, ließ den Terrier wieder seine Kunststücke machen, piff den Refrain des Liedes zu Ende, piff auch noch den nächsten Vers... und als er mit dem fertig war, hob er die Hand und winkte ab. Denn jetzt stand er wieder vor dem Hauptportal; und der Doppelposten wartete schon mit „Gewehr über“, um zu präsentieren.

Drinnen aber in seinem Zimmer fiel die gefangene Maske. Die Spannung straffte seine Züge; in den Augenwinkel erwachte scharfes Zucken und unruhiges Leben. Die Hände auf dem Kreuz übereinandergeschlagen, begann er mit langen klirrenden Schritten über die Dielen auf- und abzuwandern.

Sein Geist ließ sich treiben von dem wilden Tohuwabohu, das ihm hinter der Stirn durcheinandertollte. Und dann — ganz jäh — ganz unvermittelt — stand eine Erinnerung vor ihm.

Die Erinnerung an einen Vorfall, den er mal als Junge gelesen und über den seine kindlich schwülstige Phantasie damals nächtelang gefiebert;

Als 1814 die verbündeten deutsch-österreichisch-russischen Heere auf Paris marschierten; als Napoleon, der Empereur, in verzweifelten Gewaltmärschen bald hier bald dort einer feindlichen Armee den Weg zu verlegen strebte; als der alte Blücher schon zum zweiten Male binnen weniger Wochen die auf 40 000 Mann zusammengeschrampte kaiserliche Armee aufs Haupt geschlagen — damals hatte es sich ereignet, daß Blücher für einige Tage auf einem französischen Schlosse sein Hauptquartier aufschlug. Wie ein Paradies dümpelte ihm und seinen Offizieren nach den monatelangen unbeschreiblichen Strapazen des Winterfeldzuges die prunkvoll soletten Räume dieses Schlosses. Hatte sich behaglich gemacht, der alte Marschall Vorwärts, hatte sein giftiges Bein gepflegt, hatte die alten lahmen Knochen gerührt... und nichts davon geahnt, daß er auf einem Vulkan lebte, daß unter ihm der Tod lauerte, daß ein fanatischer Diener des Schlosses die Absicht gefaßt, durch Sprengmittel, die er im Keller des Schlosses aufgehäuft, den Alten und seinen Stab in die Luft zu sprengen. Fast in zwölfter Stunde erst war der Aufschlag entdeckt worden. Der Verbrecher starb den verdienten Tod unter den preussischen Kugeln, der alte Leberecht Blücher aber klemmte sich wieder den Gaul zwischen die Beine. War da doch ein sicherer Leben als in den weibischen Prunkgemächern dieses verfluchten französischen Chateau.*

Diese Geschichte hatte der Eberhard Brünnow irgendwo irgendwann mal in den goldenen Zeiten der Flegeljahre gelesen; hatte sie über allerlei theoretischem und praktischem Studientram vergessen; hatte weiß Gott Wichtigeres zu tun gehabt, als diese kleine Historie im Gedächtnis zu behalten... jetzt fiel sie ihm wieder ein.

Jetzt stand sie gewissermaßen verkörpert und zum Greifen deutlich vor ihm, als sähe er im Parkett eines Theaters und oben auf der Bühne mimten sie diese Scene. Was Wunder, daß seine Gedanken da wieder zurückwanderten zu dem Licht, das ihm durch die Nacht entgegengeblinzelte.

So rastlos, wie er auf- und niederschritt, so automatisch gleichmäßig, wie das Klirren seiner Sporen die Stille des Zimmers füllte... so rastlos, so gleichmäßig arbeitete auch sein Gehirn.

Der Eberhard Brünnow huldigte in seinen zivilen Mußestunden dem Schachspiel, hatte es darin zu einiger Meistererschaft gebracht, hatte an den tausendfachen Kombinationen und Möglichkeiten dieses königlichen Spiels den Verstand geschärft.

Nun war die Stunde gekommen, diesen Verstand zusammenzureißen, mit eheurner Willenskraft auf einen Punkt zu konzentrieren — auf den Punkt, von dem der Weg auslief, der ihn zur Lösung des Problems führen mußte.

Und schließlich meinte er die Lösung gefunden zu haben. So einfach war sie, so naheliegend, so gewissermaßen mit den Händen zu greifen — daß er unwillkürlich sie zuerst mit einem Lächeln abtat, dann fast gegen seinen Willen zu ihr zurückkehrte, ihr nähertrat, sie auf der Wage des feinen Verstandes erwog und schließlich als Wahrscheinlichkeit akzeptierte. Diese Lösung lautete: — unter dem Kavalierehause gibt es außer den von uns durchsuchten Hauptkellereien noch einen Nebenkeller — verschwiegen; versteckt; vielleicht den Wenigsten selbst im Schloß nur noch bekannt. Von dorthier kam das Licht; dort arbeitet heimlich des Nachts ein Mensch, dessen Tun das Tageslicht scheut.

Die offene Frage: — was bezweckt dieses Tun? Gegen wen richtet es sich? Sicherlich nicht gegen die Schloßbewohner; sonst hätte der große Unbekannte, der sich hinter dem Dunkel der Nacht verbirgt, einen andern Zeitpunkt gewählt. Einen besseren. Zumindest nicht die jetzige Zeit, wo wir deutschen Offiziere im Kavalierehause Quartier genommen haben.

Auf diese Frage gibt es nur eine logische Antwort: — der geheimnisvolle Mann da unten arbeitet gegen uns Deutsche! Führt etwas gegen uns im Schilde!

Und als der Eberhard Brünnow soweit gekommen war, da stand wieder die Geschichte vom alten Leberecht Blücher vor ihm. Das war der Abschluß seiner Kette von Kombinationen — das war vielleicht die Erklärung — das war zumindest eine Möglichkeit und auf jeden Fall ein Verdacht... schwerwiegend und bedeutungsvoll genug, ihm nachzuforschen.

* Historische Tatsache.

Der Rittmeister Brünnow war gewöhnt, Entschlüsse, die er ohne Zutun eines andern faßte, auch ohne fremde Hilfe zu verwirklichen. So erwog er keine Sekunde den Gedanken, irgend jemanden in das Geheimnis zu ziehen.

Die Entscheidung mußte schnell fallen; binnen vierundzwanzig Stunden. Er würde Manns genug sein, dieser Entscheidung ins Auge zu sehen; wenn nötig — sie sogar zu erzwingen.

Er brauchte nicht mehr zu grübeln; er war zu einem Entschluß gekommen — zu dem Entschluß einer Tat.

Er straffte sich zusammen; ein kaltes Lächeln grub tiefe Linien um seine Lippen.

Aphonse de Marjillargues stand am Ende seiner Vorbereitungen; hatte die Entscheidung bis auf ein Geringes vorbereitet. Die beiden folgenden Nächte waren damit vergangen, daß er mit Meißel, Hammer und Drahtschere die dünne Zwischenwand in Mannshöhe ausbrach, Riste um Riste in den Hauptkeller hinüberschaffte. Was sich dort an altem Gerümpel vorgefunden, hatte er in die Mitte des Kellers zusammengetragen, damit er die Wände frei bekam. An diese Wände setzte er Riste neben Riste, verband sie einzeln durch Zündschnüre. Fast hatte er bereits in der zweiten Nacht sein Werk vollendet, als ihn das durch die vergitterten Fenster hereinbrechende Tageslicht vertrieb.

Wermals vierundzwanzig Stunden hinausgeschobener Entscheidung, die er der Unruhe seiner Nerven abringen mußte.

Monsieur Bourdin, der Wirt des Centralhotels in Batry, wunderte sich, weshalb sein sonst so liebenswürdiger Gast heut so zerstreut und unwirsch war. Er wußte nichts davon, daß in Aphonse de Marjillargues das Fieber der Erwartung raste, daß jede Stunde des Tages ihm grenzenlose Qualen der Ungeduld schaffte.

Er versuchte zu schlafen — er sprang nach Minuten schon wieder auf. Er versuchte hinter einer Flasche besten Bordeaux Ruhe zu finden — er ließ sie halbgeleert stehen und begann einen Spaziergang in die Umgebung von Batry zu unternehmen, um schon bei den letzten Häusern der Stadt wieder umzukehren, ruhelos durch die Straßen zu schlendern. Er rauchte wie wahnwütig eine Zigarette nach der andern, trank schließlich doch eine Flasche Wein, ließ ihr eine zweite, eine dritte folgen, bat Monsieur Bourdin an seinen Tisch; merkte gar nicht, wie seine anfängliche unerträgliche Nervosität in Jovialität, in Ausgelassenheit umschlug.

Er erzählte tolle Pariser Geschichten, besprach mit dem Wirt ganz ernsthaft die Idee eines Villenbaues, erzählte tausend Einzelheiten einer Weltreise, die er nie je unternommen.

In ihm raste ein Fieber, riß zudend an seinen Muskeln, peitschte ihm die Nerven auf, funkelte ihm aus den Augen, sprang ihm in grellem Lachen über die Lippen.

Monsieur Bourdin war von seinem Pariser Gast hingerrissen, überwältigt, bezaubert. Ein Weltmann, wie Batry ihn noch nie gesehen, ein Cavalier, ein Lebemann des ancien régime.

Aphonse de Marjillargues ahnte nichts davon, welch faszinierende Wirkung er auf seinen Wirt ausübte.

Alles in ihm zitterte vor der Entscheidung.

„Heut nacht!“... schrieb es in ihm... „Heut nacht vollführ' ich es! — Heut nacht spreng ich das Oberkommando der XI. deutschen Armee in die Luft!“

(Schluß folgt.)

Das Geheimnis von Snake-town.

Humoreske aus dem amerikanischen Reporterleben.

Von Bruno Büchenbacher.

(Nachdruck verboten.)

Aus Gründen, die ich vielleicht einmal später erzählen werde, war es also nichts mit meiner Anstellung beim „Snake-town Herald“. Der Herausgeber dieses Blattes hatte es leicht, mich auf kommende Gelegenheiten zu vertrusten. Versprechen ist ja ebenso leicht, wie halten schwer. Einstweilen muß ich trauernd am Ufer des Snake-river, wie westlich die Kinder Israel an denen des Jordans. Genau genommen muß aber deren Trauer, an der meinen gemessen, der reine Freudentaumel gewesen sein, denn wenn sie auch ihren Moses nicht mehr hatten, so hatten sie doch noch ihre Propheten. Bei mir aber fehlten Moses und die Propheten. Immer näher sah ich den Tag herankommen, an dem sich der Akt zum „Magern

Stempelmaschine habe bereits Hunderttausende von Dollars erspart. Norton bekam aber bis zu seinem Tode — 1890 — nicht einen Pfennig Geld von der Regierung und war im Kampfe um sein Recht ein armer Mann geworden. Warum die Regierung die Schuld, die sie durchaus anerkannte, noch nicht bezahlt hat, ist eine verwickelte, für den Fernstehenden dazu erhebende Geschichte. Zunächst erludr Norton, daß der hohe Postbeamte, der die Erfindung von ihm übernommen hatte, dazu gar kein Recht gehabt habe. Nur die höchste Postbehörde hätte dies tun dürfen. Im Jahre 1867 schied dieser Einwand hinsichtlich zu werden: damals berichtete der Generalpostmeister Randall dem Kongressausschuß für Postangelegenheiten die Nortonsche Erfindung sei das denkbar Beste und man müße jetzt ein Abkommen mit dem Erfinder treffen. Norton fuhr viele, viele Male von seinem Wohnorte Troy nach Washington und zurück, es entstand ein großer Prozeß und das Gericht kam zu der Ansicht, der würde Punkt sei das Wort: Regierung: Regierung bedeute den Kongreß, und der Kongreß habe die Postbehörde nie ermächtigt, die Nortonsche Stempelmaschine einzuführen. Dies geschah jedoch im Jahre 1870, und wieder glaubte Norton, nun sei alles in bester Ordnung. Tatsächlich ging beim Senate ein Gesetz durch, nach dem Norton eine Summe von 100 000 Dollars bekommen sollte. Allein da die Post zu jener Zeit schon viele Millionen durch den Gebrauch der Stempelmaschine erspart hatte, wollte Norton sich hiermit nicht abfinden, und nun fing er weitere Prozesse gegen die Regierung an. Sein Vermögen war inzwischen zu Ende gegangen, weil er sein Geschäft nicht hatte wahrnehmen können und dauernd auf Reisen war. So nahm er nun große Darlehen auf und verschrieb seinen Gläubigern als Sicherheit Anteile an der Entschädigung, die er von der Regierung bekommen sollte. Im Laufe der Jahre, durch die sich diese Prozesse hinschleppen, wuchs die Anzahl der Teilhaber auf 17 an, und als einmal die Frage unmittelbar vor der Entscheidung an, scheiterte alles daran, daß diese 17 Leute sich nicht mit dem Kongresse einigen konnten. Von einem Zusammentreten des Kongresses zum andern schleifte sich die Angelegenheit nun weiter, Norton selber starb, seine Frau ist eine gebrechliche, erblindete Greisin, vielleicht aber bekommen die Urenkel des Erfinders einmal vom Staate die ihnen zustehende Entschädigung für die Erfindung ihres Urgroßvaters ausgezahlt — samt Zinsen und Zinseszinsen selbstverständlich.

Ueber der Trommel getraut. So hieß es früher für den jetzt gedrücklichen Ausdruck „kriegsgetraut“. Der ältere Ausdruck stammt aus jener Zeit, da noch dem Heere ein großer Troß von Frauen und Kindern der Soldaten folgte und innerhalb des Heeres sich das Familienleben abspielte, auch die Trauung, die der Feldprediger buchstäblich über der Trommel vollzog. Die Bezeichnung blieb dann, als längst schon jene Zustände der Vergangenheit angehörten, und noch Kaiser Wilhelm I. gab während des Deutsch-Französischen Krieges einem Offizier den Ehe-Konjens „zur Trauung über der Trommel“, wobei nichts anderes gemeint war als eine Schnelltrauung ohne das übliche vierwöchentliche Aufsehbefehl, was unserer jetzigen Kriegstraung entspricht.

Büchertisch.

— Die deutsch-englische Auseinandersetzung als Kernpunkt des Weltkriegs. Vortrag, gehalten in Berlin und Leipzig von Dr. Gottfried Galli, Kaiserlichem General-Konful z. D. Verlag von Franz Baelen in Berlin W. 9, Einfstraße 16. Preis 1 Mk.

— Von Heimat und Glauben, Kriegsbeziehungen von Großherzogin. Rabbiner Dr. Bruno Italiener in Darmstadt, z. H. Feldrabbiner beim Oberkommando der 7. Armee. P. L. Schlapp, Buchhandlung Darmstadt. 1916. 8° 42 Seiten, gebest 1 Mark.

— Josef Baron Weyßenhoff: „Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Bodfilipski.“ Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband 1 Mk., in Leinen Mk. 1,25. — Baron Weyßenhoff ist eines der stärksten Talente der neuen polnischen Literatur. Unter seinen Werken hat gleich beim Erscheinen in seiner Heimat der jetzt in deutscher wohlfeiler Ausgabe erschienene Roman „Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Bodfilipski“ das größte Aufsehen erregt, und mit Recht. Dieser Bodfilipski ist mehr als ein Individuum, er ist sogar fast mehr als ein Typus; eine ganze Gesellschaft erscheint in ihm vor den klaren, spöttischen Augen eines Dichters; sie wird bis ins Mark erkannt, verurteilt und vernichtet. Bodfilipski ist ein Meister des Lebensgenusses, das heißt, er ist ein Egoist voll abgründiger Verlogenheit, der sich vor dem Geiste der Armut und vor den Frauen sophistisch an das geschickte Ufer rettet. Auf den Sockel seines imaginären Denkmal's schreibt der Dichter die Inschrift: „Er hat es verstanden, sich das Leben einzurichten.“ Aber der Dichter hat uns gezeigt, daß Herr Bodfilipski am Leben immer nur vorbeigekittet und daß er bei der Verteilung aller guten Geschenke leer ausgegangen ist. Weyßenhoff's Roman leistet als Schilderung einer bestimmten, unfruchtbaren, sogenannten Oberschicht der polnischen Gesellschaft eine ebenso unterhaltene wie grausame soziale Kritik.

— Die fünfzig Bücher. (Band 7—11.) Jeder Band gebunden 50 Bg. — Fünf neue kleine Werke in den vierlichen, bunten Einbänden der „fünfzig Bücher“ liegen vor, und abermals lassen sie die Reichhaltigkeit und die besondere Note dieser Samm-

lung erkennen. Dichterische Literatur, nationale Geschichte und Biographie sind die wiederum verarbeiteten Stoffgebiete. Unter dem Titel „Romantische Novellen“ sind drei der phantastischen Erzählungen, wie die deutsche Generation von 1820 sie liebte, vereinigt: Arnims „Toller Invalide auf Fort Ratonneau“, Tieds, des Großmeisters, italienische Zauberernovelle „Pietro von Abano“ und Brentanos „Geschichte vom braven Kapitel und dem schönen Annerl“. Wilhelm Schmidtbonn hat zu diesem Bande ein Vorwort geschrieben, das in hinreißender Sprache die Welt der blauen Blume vor uns aufsteigen läßt. Die Zeit des Biedermeier vergegenwärtigt der von Georg Hermann eingeleitete „Alt-Berliner Humor“, der drastische Szenen von Glasbrenner, Julius von Bok und Kalisch bringt, ein Brevier des mit Spreewasser getauften Volkswises und eine lustige Bilderfolge aus den Tagen von Großvater und Großmutter. Sehr apart wirkt eine Neuausgabe von Fritz Reuters klassischer Humoreske „Ut de Franzosen lid“ mit einem Vorwort von Max Möller. In die Werdejahre des neuen Deutschen Reiches führt der Band „Deutsche Einigung“, der, von Joachim Kühn zusammengestellt, aus Grund der großen Parlamentären sichtbar macht, welche Schwierigkeiten zwischen 1867 und 1871 der Staatskunst Bismarcks sich entgegenfügten und wie dann sieghaft der Gedanke der Einheit in Nord und Süd Boden gewann. Der von Paul Wiegler bearbeitete Band „Schopenhauer“ gibt des Philosophen Briefe, Gedichte, Aufzeichnungen und Gespräche, von der durch leidenschaftliche Kämpfe zerrissenen Jugend an. Die seelischen Geheimnisse des merkwürdigen Mannes werden durch diese altentwässige Darstellung seines Lebens ausgehellt. — Verlag Ullstein & Co., Berlin.

— Was nach dem Krieg? Neue Wege und Ziele von Gustav Ströhmfeld. Verlag von August Weil in Stuttgart.

— Der Fürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. G. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Bg., Einzelheft 80 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeifer). — Aus dem Inhalt des ersten Septemberheftes: Die eigene Linie. Von Hedwig v. Puttkamer. — Der Zusammenhang mit dem Staate. Von Eva Gräfin von Baudissin. — Pazifismus und Gemeinheit. Von Erich Schalkier. — Unverdrossen. Von J. Spiering. — Die Aldeutschen sind schuldig! Von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. — Fürst Biltows „Deutsche Politik“. Von Kurd von Strang. — Rumänien bei Ausbruch des Krieges. — Deutsche und englische Zeitungspolitik. — Die Sinai-Wüste im Weltverkehr. — Der Tunnel unter dem Englischen Kanal. Von Dr. phil. Richard Henning. — Englisch-Galais. — Die polnische Frage. — May Jungnickel. — Das Lied der Deutschen. Von Karl Stord. — Die Geburt unserer Musik. Von Karl Stord. — Fürmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage. — Notenbeilage.

— Die in Zeitschriftenform erscheinende Ausgabe „Die Welt-Literatur“, ein ernstes Unternehmen, das dem Volke das Beste des Schrifttums aller Völker in durchaus würdiger Gestalt zu einem Preise liefert, den wohl auch der bescheidenste Entlohnung für seine Kulturbedürfnisse erübrigen kann, bringt in ihrer Nummer 26 Gottfried Keller: Romeo und Julia auf dem Dorfe. Das Unternehmen verdient die Förderung aller, denen Volksbildung eine wichtige soziale Aufgabe ist. In diesen Zeiten, da sich alle Gedanken immer wieder dem Kriege zuwenden, sei auch auf die ausgezeichnete Eignung dieser Hefte für Schützengräben und Lazarette hingewiesen. Gerade weil jedes Heft ein abgeschlossenes Werk bildet, ist es für den oft so rasch den Ort wechselnden Krieger geeignet als die in Fortsetzungen erscheinenden Zeitschriften mit ihren Erzählungen. (Die Welt-Literatur, Verlag Walthers C. F. Dirth, München 2, Färbergraben 24.)

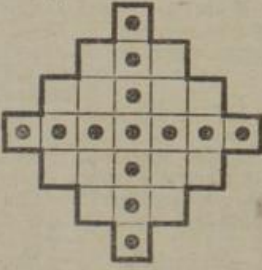
— Die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ Nr. 35, Preis 25 Bg., Verlagsanstalt Ringier & Cie., Zofingen, bringt auch diesmal sehenswerte Bilder von den Kriegsschauplätzen, u. a. von den Kämpfen an der Somme.

— Griebens Reiseführer. Band 83. Eisenach und die Warburg. 1916. (80 Bg.) Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. Dieser Führer durch Eisenach, dessen prächtige Gebirgsnatur und die herrliche, durch große nationalgeschichtliche Ereignisse bedeutsamste deutsche Burg erscheint nun schon in zehnter Auflage.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b b b o o g g k k l n o o p r t t t u u w y z derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Buchstaben.
2. Ort in Bayern.
3. Weiblichen Vornamen.
4. Deutschen Dichter.
5. Ein Schiffsgesäß.
6. Geographische Bezeichnung.
7. Einen Buchstaben.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:
 Palm, Salm, Alm.